

Wider Beliebigkeit und falsche Subjektivität

Alexander Stankovski im Gespräch mit Heinz Rögl ¹

Ihre Stücke zeigen unterschiedlichste Facetten, obwohl Sie einer postmodernen Polystilistik skeptisch gegenüberstehen. So wie Fernando Pessoa unter verschiedenen Heteronymen schrieb, mutet etwa Ihr Sextett „Spiegel-Maske-Gesicht“ wie drei völlig unterschiedliche Sätze an, die von verschiedenen Komponisten stammen könnten ...

Was mich sehr interessiert, ist die Art wie z.B. Strawinsky mit vorgeprägtem Material umgegangen ist. Das ist eine Art des Umgangs, die der deutschen und Wiener Tradition völlig fremd war. Bis heute gibt es ja immer noch den Originalitäts- und Geniebegriff des 19. Jahrhunderts, diesen Zwang, die eigene Persönlichkeit ausprägen zu müssen. Ich möchte in meiner Arbeit eher Distanz zum Ich gewinnen, im Sinn von Rimbauds „Je est un autre“.

Sie arbeiten mit Reformulierungen von Zitaten aus eigenem Material, das wiederum aus der Auseinandersetzung mit historischen und literarischen Texten gewonnen ist ...

Begonnen hat das mit dem Klaviertrio (1990/93), das sich direkt auf das c-moll Klaviertrio von Brahms bezieht, das ich als Materialsteinbruch benutzt habe. Damals stand die Beschäftigung mit der Tradition anhand einer an das 19. Jahrhundert geketteten Form der Kammermusik im Vordergrund, doch ich habe bald gesehen, dass es eher darum ging, möglichst verschiedene Perspektiven auf ein- und dieselbe Sache zu zeigen. Diese Erfahrung war dann auch für spätere Stücke wichtig.

Bei „Mêle Moments“ gibt es dann Bezüge zu Shakespeare, Karl Kraus, Webern, Josquin und das „Orfeo“-Libretto von Alessandro Striggio ...

Die Textvorlagen sind sehr verschieden, aber alle thematisieren jeweils eine spezifische Sichtweise auf Vergangenes: Metamorphose, Entfremdung, Klage, kategorische Trennung der Lebenden von den Toten. Der gemeinsame Fokus war nicht mehr ein bestimmtes Stück oder ein Genre wie im Klaviertrio, sondern die Frage nach der Beziehung zur Tradition schlechthin. Seit „Mêle Moments“ habe ich die Frage nach Kontinuität dann etwas weniger allgemein gestellt und mich mehr mit meiner eigenen kompositorischen Vergangenheit als mit der des gesamten Abendlandes beschäftigt.

Mit „Pessoa“ (1998/99) taucht ja dann noch einmal eine historische Figur auf: der portugiesische Dichter Fernando Pessoa, der als Autor in verschiedene „Ichs“ geschlüpft ist ...

Pessoas Idee, sich selbst in mehrere Schritstellerpersönlichkeiten mit jeweils eigens erfundener Biografie und differierenden ästhetischen Ansätzen aufzuteilen, hat mich interessiert, weil es ihm erlaubt hat, auf völlig unterschiedliche Strömungen in der Kunst seiner Zeit zu reagieren, ohne sich endgültig für eine davon entscheiden zu müssen. Ich reagiere auf Pessoas Texte auch ganz unterschiedlich: manche sind mir fremd, andere gehen mir sehr nahe. Am meisten interessiert mich der Raum zwischen seinen Texten. Sie sind wie Punkte in einem unauflösbaren Suchbildrätsel: manches fügt sich zusammen, aber nicht alles kann verbunden werden. Manche Äußerungen stehen scheinbar völlig beziehungslos nebeneinander – und doch sind sie vom selben Autor!

Was mich interessiert, ist die gleichzeitige Trennung und Vermittlung unterschiedlicher ästhetischer Positionen. Das heißt nicht, dass ich mich stilistisch beliebig verwandeln möchte – das könnte ich gar nicht -, aber ich finde es spannend, möglichst verschieden definierte Räume einander gegenüberzustellen.

¹ Erschienen am 10. Juni 1999 im Programmheft zum „Komponistenporträt Alexander Stankovski“

Sie verweigern sich also einem Personalstil, einem „Sich-subjektiv-Ausdrücken“?

Jedenfalls halte ich die ausschließliche Konzentration auf die eigene Subjektivität für obsolet. Das „Ich“ ist keine Einheit mehr. In der Literatur und Malerei ist das ja schon längst ausgedrückt worden, die Musik erscheint mir da weitaus konservativer.